Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 46 (1952)
Heft: 1

Artikel: Heimat im Kampf mit Naturgewalten
Autor: Frautschi, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-139620

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

rüstung ausgegebenen Summen für eine selbstlose Hilfe im Lande des Gegners einsetzte und wenn man darauf verzichtete, ihn durch Gewalt einzuschüchtern, wären Friede und Sieg des Guten gewiß besser gesichert als durch alle die Rüstungen, die man heute aufstapelt. Der Glaube, der Krieg löse die Probleme, ist falsch; er macht sie im Gegenteil nur noch viel unlöslicher. Gott ist eine Macht in der Welt und in den Herzen der Menschen. Wenn wir unsere Taten mit seinem Willen in Einklang bringen, können wir das Gute am besten retten.

13. Die Zukunft liegt dunkel vor uns. Die Erde ist zwiegespalten, und beide Blöcke häufen jetzt schreckliche Zerstörungsmittel an. Der Krieg, auf den beide Seiten sich heute rüsten, wäre eine Katastrophe, die in der Geschichte ihresgleichen nicht hat; an Stelle unserer Kultur ließe er nur einen Scherbenhaufen übrig. Wir aber haben noch eine Gewißheit, ein Vertrauen: Gott der Schöpfer, der Gott des Lichtes und der Liebe, ist stärker als alle Kräfte des Bösen. Er ist die Quelle unserer Kraft. Er ist die Quelle unseres Lebens. Und sein Reich wird kommen. Aber dafür braucht er Menschen, die ihm dienen. Nur wenige hören heute seinen Ruf. «Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in die Ernte sende.»

14. Anstatt die Militärdienstverweigerer aus Gewissensgründen zu schweren Gefängnisstrafen zu verurteilen, wie das in der Schweiz und in andern Ländern üblich ist, setzen wir, die Schweizer Quäker, uns dafür ein, daß man für sie einen Zivildienst an Stelle des Militärdienstes schafft. Ohne ihrem Gewissen untreu zu werden, könnten sie so der Gemeinschaft dienen und ihre Kräfte für aufbauende Arbeit einsetzen. Wir glauben auch, daß der Internationale Zivildienst, in seiner heutigen Form, zwischen Menschen verschiedener Länder einen Geist des Verständnisses, der gegenseitigen Hilfe und des Friedens schaffen kann, der eines Tages die Kriege unmöglich machen wird.

Heimat im Kampf mit Naturgewalten*

Die Verheerungen durch Hochwasser und Lawinen haben in den letzten Jahren wieder bedrohliche Formen angenommen. Es mag darum angezeigt sein, an einem Einzelbeispiel zu illustrieren, welchen Kampf unsere Bergler jahraus, jahrein gegen übermächtige Naturgewalten zu führen haben.

Das kleine *Turbachtal*, um das es sich hier handelt, liegt im Flußgebiet der Saane im westlichen Berner Oberland. Das dortige Völklein

* Wir bringen diesen Beitrag als Hinweis auf allgemein schweizerische Probleme, denen wir in diesem Jahr unsere besondere Aufmerksamkeit schenken wollen. (Das Redaktionskollegium.)

müht sich seit einem halben Jahrtausend um einen sichern Zugang zur Gemeinde, der es angehört, um eine feste Verbindung mit der Umwelt der nähern und weitern Nachbarschaft. Wie schwierig diese Aufgabe sich von Anfang an gestaltete, zeigt folgende Schilderung eines Chronisten vom Jahr 1765:

«Der Zugang ist fast inpracticabel. Man muß fast bei einer Stunde lang durch eine erschreckliche Wüsteney stets bergan reisen, nebst dem forchterlichen Gewässer, so das Tal durchströmt und sich mit schröcklichem Gebrühl ergeust. Endlich kommt man in dieses schöne Tal, welches an Fruchtbarkeit und Vortrefflichkeit des Futters allen andern den Vorzug streitig macht.»

Die Besiedelung war darum nur für eine festgefügte Gemeinschaft «praktikabel». Durch Gemeinschaftsarbeit wurde der Wald gerodet, wurden Häuser mit Scheunen erbaut. Wald und Weide, Wies- und Ackerland blieben jahrhundertelang Gemeinbesitz. So war es möglich, «allen Gewalten zum Trutz sich zu erhalten», als Selbstversorger in gemeinsamer Selbsthilfe. Mit Ausnahme des Obstbaues wurden hier auf 1200 bis 1500 Meter Höhe über Meer alle Zweige der Landwirtschaft gepflegt, und in bezug auf Handel und Markt war die Siedlung wohl unabhängig.

Und doch suchten die Siedler den Zusammenhang mit der Landschaft Saanen. Vom Dorf herauf holten die Siedler bei schweren Unfällen den Wundarzt, zur Kapelle und Kirche da unten gingen sie zur Messe, später zum evangelischen Gottesdienst, und auf dem fernen Friedhof bestatteten sie ihre Toten. So versuchte denn das Völklein, die «erschreckliche» Schlucht zu überwinden. Dem Gewaltigen des Tales, dem Bach, gingen sie tunlichst aus dem Wege. Aber niemand nahm die Last einer Wegverlegung gern auf sich; Schiedssprüche des Landgrafen von Greyerz, später des Landvogts von Bern, mußten Streit schlichten und «Recht» sprechen. Das letzte Ergebnis dieser höchstinstanzlichen Urteile, die öfter der Linie des geringsten Widerstandes folgten, war von einschneidender Bedeutung. Es ging der ganzen Entwicklung des 16. bis 18. Jahrhunderts parallel. Der Gemeinbesitz löste sich auf in Privateigentum, der Begüterte sicherte sich den besten Boden auf sonniger Terrasse, und den Wenigbemittelten blieben das Auland und der Auwald im Schachen. Diese Schachenleute mußten ihre Gütlein und Äckerlein aus eigener Kraft gegen das «forchterliche Gewässer» verteidigen; oft genug sahen sie ihre Dämme bersten und den mühsam bebauten Boden in der braunen Hochflut sich auflösen oder mit meterhohem Steinschutt sich zudecken. Dazu und obenauf hatten sie als «Anstößer» die auf sie abgewälzten Gemeinlasten zu tragen: Den Weg durch die Schlucht zu unterhalten und abzudämmen. Jeremias Gotthelf hat mit bewegten Worten das Los der Schachenleute im Emmental geschildert. Das Los der Bachanwohner im Oberland war noch schwerer.

Doch früher als anderswo setzte hier die Gegenbewegung ein, die

Entfaltung einer immer umfassender werdenden Solidarität. Zunächst auf freiwilligem Boden. Nie sahen sich die «Anstößer» völlig im Stich gelassen. Das Rechtsempfinden wachte immer wieder darüber, daß die Vorrechte nicht zu üppig ins Kraut schossen. Auch am Miniaturbeispiel des Turbachtales wird klar, daß *Geschichte* vor allem *ein Ringen um gleiches Recht und um gerechte Verteilung der Pflichten* ist.

Jeden Frühling, jeden Herbst wurden die Talleute zusammengerufen zum «gmeine Wärch» oder «Gmeinwärch». Der Weg wurde geräumt, ausgebessert, durch Schwellen notdürftig gesichert. Trat ein Unwetter ein, so fanden sich Burschen und Mannen ein zum «Notwärch». Aus diesen Ansätzen heraus bildete sich mit der Zeit eine Weggenossenschaft, die den Pflichtanteil jedes Genossenschafters festsetzte. Später stand eine Schwellengenossenschaft den bedrängten Bachanwohnern bei. Von den ältesten Gemeinschaftsformen erhielten sich die Alpweidegenossenschaften am längsten. Als neueste Organisation trat vor dreißig Jahren die Konsumgenossenschaft dazu, die sich zugleich als wirtschaftliche Genossenschaft benannte und betätigte und der fast alle Familien des Tales sich anschlossen. Im Zuge der Verbreiterung der lastentragenden Schultern wurde die Beitragspflicht an Weg- und Schwellenbau ausgedehnt bis ringsum an die Wasserscheide.

Die eigentliche gesetzliche Grundlage für die Entlastung der Bachanwohner schuf erst das bernische Gesetz vom Jahre 1857. Es war die Frucht der Arbeitsgemeinschaft von «Radikalen» und Konservativen im Kanton Bern, die sich nach schärfster Parteifehde zur Bildung einer Koalitionsregierung zusammenfanden. Der Motor dieser Regierung war der spätere Bundesrat Stämpfli. Das Wasserbaugesetz sicherte den bedrängten Bergbewohnern endlich die Hilfe des Staates, des ganzen Kantons Bern, zu. Den Schlußstein dieser Entwicklung setzte das Bundesgesetz über die Wasserbauaufsicht im Gebirge vom Jahr 1877, das die Beteiligung der Eidgenossenschaft festsetzte.

Über drei Jahrhunderte hatte es gebraucht, bis diese umfassende Solidarität gesetzlich verankert war. Es verflossen noch drei Jahrzehnte, bis sich diese Gesetze bei uns auswirkten. Es bedurfte des Anstoßes durch neue gewaltige Hochwasserverheerungen, um die Hilfe des Kantons und der Eidgenossenschaft in Funktion treten zu lassen. Die Ingenieure des Staates stellten einen umfassenden Verbauungsplan auf: Uferdämme am Talbach, Treppenbau an den Seitengräben. Wohl blieb den Talleuten über alle Beiträge des Staates und des Bundes hinaus eine hohe Kostensumme zu entrichten. Dafür schienen sich die Sicherungsbauten zu bewähren. Ein Vierteljahrhundert hielten sie stand, und so faßten die Turbacher in frohem Vertrauen und niegekanntem Sicherheitsgefühl den Beschluß, auf die starken Steindämme ihr erstes Fahrsträßchen zu legen. Die Landwirtschaftsdirektion des Kantons genehmigte die Pläne. Da brach der erste Weltkrieg aus, und erst nach dessen Beendigung

konnte zur Ausführung geschritten werden, nach erheblichem Hinaufsetzen des Kostenvoranschlags.

Der Bewohner des verkehrsreichen Mittellandes kann sich kaum vorstellen, wie viele Lasten so ein Bergsträßchen den Bergleuten abnimmt. Es ist nicht zufällig, daß so viele dieser Bergler sich vom Arzt mußten sagen lassen, ihr Herz sei überfordert, überanstrengt. Die sichere Fahrgelegenheit bedeutete nicht nur eine Entlastung der alten krummen wie der jungen ungefestigten Rücken, sondern – im direkten und im übertragenen Sinne – eine Entlastung der Herzen.

Da gleichzeitig die Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaft und bald auch eine Postablage ihre Tätigkeit aufnahmen, ging ein wirtschaftliches Aufatmen durch das Tal. In wenigen Jahrzehnten erweiterte sich der Wohlstand einzelner zum allgemeinen bescheidenen Wohlergehen, das dank angeborener und weitergepflegter Genügsamkeit auch die Krise der dreißiger Jahre durchhielt. Nicht unwesentlich war der Umstand, daß eine alkoholfreie Gemeindestube der Konsumgenossenschaft eingegliedert wurde, die selber von Anfang an auf die Vermittlung jeglicher Alkoholika verzichtet hatte. Diese kleine Gemeindestube blieb bis heute die einzige Gastwirtschaft des Tales.

«Doch mit des Geschickes Mächten» – Ist es eigentlich wahr, daß die «Elemente das Gebild der Menschenhand hassen»? Nein: An ihnen soll sich Menschenwerk jeder Art bewähren. Wer nichts wagt, lernt nichts. Wer da wagt, gewinnt an den Naturkräften unbestechliche Lehrmeister. Eine Serie von Hochwasserangriffen – vier in zwei Jahrzehnten – stellte Schwellen- und Straßenbau auf die Probe und enthüllte schonungslos alle technischen Mängel.

Geradezu furchtbar aber war die Katastrophe, die am 20. Juli 1948 über das kleine Tal hereinbrach. Alle Naturgewalten schienen sich verbündet zu haben, um das Unheil voll werden zu lassen: Lawinengänge, die im obersten Teile des Tales den Waldwuchs längst verunmöglichten, ein wildes Windtreiben, das am Unglückstage um das freistehende Gifermassiv die verheerenden Hagelwolken häufte und ein vernichtendes Hagelwetter auslöste, Wolkenbruchregen, Erdschlipfe und Steinbrüche im bröckligen Schiefergestein und schließlich die Allgewalt des gestauten und losbrechenden Talbaches. Da wuchs und schwoll die braune Schlammflut unheimlich an, zerriß Drahtseile wie Bindfäden, trug schwere Holzstämme wie Streichhölzer davon, legte betonierte «Schildkröten» vom Gewicht eines Eisenbahnwagens um wie Dachziegel, wälzte hausdachgroße Baumwurzelscheiben wie Käsebretter, schlug die Druckleitungsrohre wie Speichen eines Rades dahin, ließ die Talsäge mit einem einzigen Krach zusammensacken und riß den halben Unterbau des Konsumgebäudes weg als sei es ein Kartenhaus. Mehr als eine Stunde weit zitterte die Erde vom Rollen der ofengroßen Steine wie im Erdbeben, und alle Brücken und Stege zwischen den beiden Talseiten wurden ein Spiel der Sturzwellen.

Die durch die Talmannschaft verstärkten tapfern Feuerwehren der Nachbarorte konnten einige Gebäude sichern, mußten aber im übrigen dem Verderben seinen Lauf lassen. Wie gelähmt starrten die Turbacher am folgenden Morgen auf das Vernichtungswerk. 50 bis 60 Prozent der Wasserbauten, über 40 Prozent der Straße waren zerstört. In allen Augen stand die bange Frage, die doch nicht über die Lippen wollte: Müssen wir aufgeben?

Nein, sie gaben nicht auf, diese Bergler; sie hielten's mit Simon Gfeller: «So lang mier üs no rüehre chöi, gä mier nit verspielt's.» Hatten sich die Elemente zum Zerstörungswerk zusammengetan – nun: «Sie lehrten uns, was wir tun sollten.» Das war wohl allen klar: Das Sträßlein mußte vom Bach weg auf die sichere Terrasse der Sonnseite verlegt werden, ebenso das unterspülte Genossenschaftshaus. Kam dadurch nicht die linke Talseite zu Schaden, das heißt in schweren Nachteil? Mußte nicht die Umstellung uralten Gewohnheitsrechtes, die Neuordnung festgesessener Interessen zu endlosen Zwistigkeiten führen? Diese Befürchtung war nicht unbegründet, erfüllte sich aber glücklicherweise nicht. Kleinere Streitfälle konnten in kurzer Zeit beigelegt werden. Der linken Talseite wurde eine neue Zufahrt zugesichert, und nun standen die Bewohner beider Talhänge an der entscheidenden Genossenschaftversammlung einmütig für einander ein. Ebenso einhellig stellte sich die Gemeindeversammlung in Saanen hinter die Leute des kleinen Gemeindeteils, beschloß der bernische Große Rat seinen Beistand. Die zuständigen Behörden des Bundes schlossen sich an. Über Erwarten schnell gelang die Einigung aller Instanzen mit den Nächstbeteiligten in der schwierigen Frage der technischen Anlage. Aller Instanzen: Außer Genossenschaft und Gemeinde waren die zuständigen Ämter dreier kantonaler Direktionen und zweier eidgenössischer Departemente im Spiel, zehn Instanzen im ganzen. Dennoch entstand kein «eidgenössisches Gstürm», wie befürchtet, sondern eine solide Arbeitsgemeinschaft. So ist zu hoffen, daß das ganze Meliorationswerk zum guten Ende geführt werden kann. Die Opferbereitschaft der Talleute, der noch vor dem Neubau die Tilgung der von frühern Überschwemmungen herrührenden Schulden zugemutet werden mußte, hat auch das erhoffte Echo bei den Behörden gefunden.

Nicht minder erhebend war und ist der freiwillige Beistand. Von einer öffentlichen Sammlung wurde Abstand genommen. Dafür stifteten viele Konsumgenossenschaften einen freien Baubeitrag an die schwergeprüfte Talgenossenschaft. Es waren manche aus andern Bergkantonen dabei, die selber den Kampf gegen Naturgewalten kennengelernt hatten. Eine Kirchgemeinde der Stadt Zürich stiftete den Betrag für die Neuerstellung einer kleinen Brücke. Der VSK lieh für die Übergangszeit eine Wohnbaracke. Die Freunde des Internationalen Zivildienstes eilten auf den Platz. Diese Befürworter einer Ablösung des hergebrachten Wehrdienstes durch einen Werkdienst, eine Katastrophenwehr,

diese hilfsbereiten Freunde mit dem PAX-Zeichen, schlossen bald Freundschaft mit den Talleuten. Arbeiter und Arbeiterinnen aus fast allen Erdteilen reichten sich im edlen Hilfswerk die Hand und ließen die «Amitié» zurück in Schule und Haus. Heimatwochegäste und Freunde schweizerischer Volksbildungsheime stifteten wertvolle Bücher für die neue Gemeindestube. Wieviel leichter sind Opfer zu ertragen, wenn sich den Geprüften hilfreiche Hände entgegenstrecken!

Das Ringen mit den Naturgewalten ist nicht nur Los unserer Bergler. Es gehört zur Bestimmung des Menschen. Und fürwahr: Berg und Bach, Feuer und Wasser sind große, sind gewaltige Gegner. Wehe dem, der sie unterschätzt! Aber das Ringen mit ihnen ist ein ehrlicher, ist ein gesegneter Kampf. Auf dem Schlachtkampf der Waffen liegt der Fluch der Kainstat, liegt Christi Mahnung: «Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen.» Aber dem Mutigen, der in Leid und Not mit den Naturgewalten ringt, dem hilft Gott.

In solchem Ringen erlangen Menschen schließlich eine kostbare Erfahrung. Wo die Menschen gelernt haben, sich zu verbünden, um auf dieser Erde das Paradies neu zu gestalten, das einst verloren ging, da geht ihnen die entscheidende Erkenntnis auf, daß die Naturkräfte nicht unsere Feinde sind, sondern unsere stärksten Bundesgenossen: *Menschenkräfte und Naturgewalten sind Werkzeuge in Gottes Hand. Mit Menschen- und mit Naturkräften will Gott sein Reich bauen — das Reich Gottes.*

Ernst Frautschi

Amerika am Kreuzwege*

«Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.»

In letzter Zeit hat Amerika phantastische Fortschritte auf dem Wege zur Beherrschung der Naturkräfte gemacht. Doch haben sie dem amerikanischen Volk keineswegs ein Gefühl größerer Sicherheit gebracht. Im Gegenteil: die Wirklichkeit gewordene Atombombe lastet auf ihm wie ein Alpdruck.

Es ist eine überraschende, fast unglaubliche Situation, die sich uns darbietet. Der Amerikaner, der sich stets durch einen unerschütterlichen Optimismus, durch ein religiös begründetes Vertrauen in die Zukunft auszeichnete, läßt sich heute in eine Angst vor der Zukunft treiben. Dieses Land, das an den Fortschritt glaubte wie kein anderes, klammert sich heute wie verzweifelt an den Status quo.

* In folgendem geben wir in gekürzter Form und Übersetzung eine Predigt von Pierre van Paassen wieder, die er am 5. März 1947 in einer Unitarier-Kirche in Boston hielt. Sie dürfte noch heute nichts von ihrer Aktualität verloren haben.